

RAINER WÜRTH

Das tote Herz



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Solveig Jacobsen wird nackt und schwer verletzt im Kofferraum eines Autos gefunden, das auf der Flucht vor einer Polizeistreife verunglückt ist. Der Fahrer erliegt wenig später im Krankenhaus seinen Verletzungen. Fotos, die ebenfalls im Wagen entdeckt werden, deuten darauf hin, dass es sich um den Fotografen handelt – einen seit Jahren gesuchten

Frauenmörder, der seine Opfer fotografierte, bevor er sie tötete.

Glück, Erfolg, Geld – der Architekt Nikolas Kober gehört zu den Menschen, die es geschafft haben. Bis sein Herz den Dienst verweigert. Aber für ihn wird ein geeignetes Spenderherz gefunden. Die Transplantation ist erfolgreich, und Kober kehrt ins Leben zurück. Doch er weiß nicht, dass ihm das Herz eines Serienmörders verpflanzt wurde. Schon bald nimmt Kober irritierende Veränderungen an sich wahr. Und er hat sonderbare Träume, die er sich nicht erklären kann.

Dann lernt Kober Solveig Jacobsen kennen. Es ist Liebe auf den ersten Blick. Kobers Fantasien und Halluzinationen nehmen jedoch zu, und er verliert zunehmend die Kontrolle über sich ...

Informationen zu Rainer Würth
finden Sie am Ende des Buches.

Rainer Würth

Das
tote Herz

Psychothriller

GOLDMANN

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe September 2016

Copyright © 2016 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: plainpicture/Helge Sauber

Redaktion: Karin Ballauff

BH · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48450-8

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Und als er dies gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazarus, komm heraus! Und der Verstorbene kam heraus, an Füßen und Händen mit Grabtüchern umwickelt, und sein Gesicht war mit einem Schweißstuch umbunden.

Johannes 11, 43

... und einen Augenblick stand der Maler entzückt vor dem Werk, das er geschaffen hatte. Im nächsten Augenblick aber begann er zu zittern und erbleichte und rang nach Atem, und ohne den Blick von seinem Werke abzuwenden, schrie er laut auf: Wahrlich, das ist das lebendige Leben selber! Und er wandte sich um, seine Geliebte anzusehen. – Sie war tot.

Edgar Allan Poe, »Das ovale Porträt«

PROLOG

Der Sprung im Spiegel zieht sich fast diagonal durch sein Gesicht. Es ist ein tiefer, farbloser Schnitt, der vom linken Unterkiefer bis zum rechten Ohr reicht.

*Er kann es nicht fassen, wie schön sie ist.
Wie perfekt.*

*Die Tage hier unten haben ihn müde gemacht. Seine Haut ist blass, und er hat dunkle Ringe unter den Augen. Die Arbeit im Studio verlangt ihm alles ab. Es ist eine Tortur.
Doch am Ende ist es so, wie er es will.*

*Ganz besonders sie.
Die Ähnlichkeit ist schier unglaublich.*

Das Studio ist ein Käfig aus Glas. Ein Uterus, in dem er sie ungestört betrachten kann. Er zeichnet mit der Hand die Konturen ihres Körpers auf dem Tisch nach. Auch sie fürchtet sich vor dem Tisch. Alle haben sich vor dem Tisch gefürchtet. Dabei gibt es keinen Grund, sich zu fürchten. Auf diesem Tisch ist schon lange niemand mehr seziiert worden.

Sie ist in den letzten Tagen ruhiger geworden. Sie hat losgelassen. Sie wehrt sich nicht mehr gegen das Gas. Sie macht sich leicht, wenn es kommt und sie hinüberträgt.

Die Zeit des Abschieds ist gekommen. Auch wenn er sich immer noch kaum sattsehen kann an ihr. Nackt und rein liegt sie vor ihm. Die Beine leicht angezogen. Der Rücken gekrümmt. Den Kopf in eine Hand gebettet.

Ein Tier, ein Embryo, eine Skulptur. Sie ist von allem etwas und so unglaublich schön in ihrem tiefen Schlaf.

Er setzt sich die Maske auf. Er öffnet das Ventil und lässt den künstlichen Atem in seinen Mund strömen. Er presst ihn in die Lunge. Atmet langsam aus. Dann wieder ein. Aus, ein, aus. Es dauert ein paar Sekunden, bis er sich an das Gemisch aus der Flasche gewöhnt hat.

Er schaut auf die Uhr.

Zehn Minuten.

Zeit genug.

Er öffnet die Tür. Das Studio empfängt ihn mit seinem grellen, kalten Licht, der abgestandenen Wärme, dem Geruch ihres Körpers. Und mit ihm selbst, dutzendfach gespiegelt. Dutzendfach kann er sich dabei zuschauen, wie er sie vorsichtig von der Seite auf den Rücken dreht und dann ihre Beine geradezieht.

Er streicht ihr zärtlich übers Gesicht.

Das eigene Atmen hört sich fremd an unter der Maske. Ihre Lider zittern kurz, als der Schwamm ihre Haut berührt. Wie die Oberfläche eines Sees, wenn ein leichter Wind über das Wasser streicht.

Dann beginnt er, sie zu waschen. Das Wasser ist warm. Es muss angenehm warm sein. Nicht zu heiß, aber auch nicht

zu kalt. Er achtet immer sehr genau auf die richtige Temperatur.

Ihre Lippen.

Die Nase.

Ihre Wangen.

Die Stirn.

Er macht sie bereit. Für die Schienen. Für ihre letzte Reise.

Ihre Schultern.

Die blassen Arme.

Ihre Hände.

Behutsam wäscht er Finger für Finger.

Es ist eine Reise ins Licht. Eine Heimkehr. Weil sie ein Wesen ist, das für das Licht gemacht ist. Nicht für die Dunkelheit.

Ihre Beine.

Die Schenkel.

Hinab zu den Füßen.

Er wäscht ihre kleinen Zehen.

Vor ihm liegt ihr Leib, von dem er sie in den letzten Wochen befreit hat. Indem er zu ihrer Essenz vorgedrungen ist. Zu dem, was die Menschen die Seele nennen. Man kann sie auffangen. Wie eine Flüssigkeit.

Er kann sie auffangen.

Und das hat er getan.

Tropfen für Tropfen.

Fotografie für Fotografie.

Ihre Brustwarzen richten sich auf, als er mit dem Schwamm darüberwischt.

Ihr Bauch.

Der kleine, herzförmige Nabel.

Der weiche Mund zwischen ihren Beinen.

Ihre Essenz ist nun voll und ganz in den Fotografien. Das ist alles, was zählt. Er hat sie geborgen. In seiner Galerie. Er hat sie unsterblich gemacht.

Was nun vor ihm liegt, ist nur noch ihre Hülle. Totes Fleisch, Gewebe, Knochen, Muskeln, Wasser.

Chaotisch wuchernde Zellen.

Der Zug wird alles zerstören.

Der Zug wird sie befreien.

ICH

7

Die Anhöhe, auf der sie sich befinden, ist kein Hügel. Eher eine Hochebene – weitläufig und dicht bewachsen. Über die Kronen der Bäume hat sich bereits die fahle, geisterhafte Helligkeit des neuen Tages gelegt. Zwielficht. Dämmerung.

Einer kalten Nacht folgt ein kalter Morgen. Später Frost. Es ist Anfang März. Er stopft sich Erdnüsse in den Mund und zerkaut sie zu einem zähflüssigen Brei. Salz und Kalorien. Das hält wach. Das ist besser als Süßigkeiten. Als Zucker. Auch weil man davon trinken muss. Viel trinken muss. Aber immer Wasser, keinen Kaffee. Kaffee dehydriert nur, er trocknet den Körper aus.

Der Schrei eines Vogels. Er hört auf zu kauen. Eine Eule? Ein Käuzchen? Wieder der Schrei. Weiter entfernt jetzt als eben noch. So kommt es ihm zumindest vor. Der Vogel bewegt sich durch den Wald. Durch die Nacht. Ist es der Schrei eines Jägers oder der Schrei seiner Beute?

Er kaut weiter. Der Brei in seinem Mund wird weicher. Er schaut auf die Uhr. Noch knapp drei Stunden bis zum Ende ihrer Schicht.

Der Streifenwagen steht nahe der Fahrbahn auf einem Waldweg. Von der Landstraße aus kann man ihn nicht sehen. Es ist zu dunkel und der Bewuchs zu dicht. Ein Dickicht aus Brombeerhecken, Farnen und Holunder, durch das schlanke Triebe von Eichen und Birken wachsen.

Sie stehen oft hier. Bis zu ihrem Standort steigt die Land-

straße in mehreren ausladenden Kurven etwa dreieinhalb Kilometer an. Ziemlich gleichmäßig. Autofahrer nehmen die Steigung kaum wahr.

Die Straße ist von hier aus fast nicht zu erkennen. Der Asphalt ist nur eine andere Dunkelheit. Ein anderes Grau, nicht von der Schraffur des Dickichts durchsetzt. Er kann die Konturen des Waldweges vor ihnen nur mit Mühe ausmachen. Und das auch nur zwei oder drei Meter. Die tiefen Reifenspuren am Wegesrand. Das dünne, hochgewachsene Gras in der Mitte. Der Umriss einer länglichen Pfütze, die wahrscheinlich ausgetrocknet ist. Weil es seit Tagen nicht geregnet hat. Und auch nicht geschneit. Es ist zu kalt.

Der Waldweg dient zur Holzabfuhr. Dort, wo der Streifenwagen steht, ist die Landstraße relativ breit, eben und kerzengerade. Ein übersichtlicher Abschnitt, der zum Rasen verführt. Einen halben Kilometer weiter endet die Gerade. Die Fahrbahn verschmälert sich und geht in eine lange, in ihrem Verlauf noch enger werdende Rechtskurve über. Dazu das starke Gefälle. In zum Teil sehr scharfen Kurven verläuft sie dann die nächsten sieben Kilometer hinunter bis nach Kronbach. Ein Weiler mit nicht mal mehr siebzig Einwohnern. Eine Handvoll Häuser, wie geklebt an eine Hangseite des engen Tals.

Die Strecke ist ein Unfallschwerpunkt. Meist sind es junge Leute. Halbe Kinder oft noch. Und meist passiert es um diese Zeit herum. An den Wochenenden. Frühmorgens. Auf der Heimfahrt von der Disko, von Partys. Übermüdete Fahrer – oft Führerscheineulinge –, manchmal besoffen, unter Drogen, unerfahren, leichtsinnig. Junge Kerle, die die Mädels auf dem Rücksitz beeindrucken wollen. Da ist Testosteron im Spiel, Adrenalin, und ganz einfach auch pure Dummheit. Es kann so verdammt schnell gehen.

Er kaut gleichmäßig weiter und fügt dem Nussbrei in seinem Mund Speichel hinzu. Kramer ist eingenickt. Er schnarcht leise. Wach sein und weg sein. Bei dem ist das, wie wenn man einen Schalter umlegt, denkt er. Kein richtiger Schlaf. Nur ein kurzes Wegnicken. Und da ist er irgendwie trotzdem. Immer wachsam. Wie ein Hund. Man muss nur mit dem Finger schnippen, und schon macht er genau da weiter, wo er vorher aufgehört hat. Wobei er den ganzen Scheiß, den Kramer von sich gibt, nicht mehr hören kann. Sie sind einfach schon zu lange zusammen auf Streife. Irgendwann hat man sich alles erzählt und fängt wieder von vorne an. Er schluckt einen Teil des Nussbreis hinunter. Aber es gibt Schlimmere als Kramer. Viel Schlimmere. Kramer hat seine Macken, aber man kann mit ihm auskommen. Und den Beruf und das Private muss man sowieso voneinander trennen. Ein Kollege muss nicht dein bester Freund sein. Er schluckt den Rest des Nussbreis hinunter.

*

Ich habe das schwarze Loch nicht kommen sehen.

Es ärgert mich, dass ich nicht aufgepasst habe. Ich muss es kommen sehen. Ich muss Zeit haben, um mich darauf zu konzentrieren. Sonst funktioniert es nicht.

Es darf nicht überraschend kommen.

So wie jetzt.

Ich muss ganz bewusst hineingehen. Schritt für Schritt – so hat man es mir beigebracht. Und es hilft. Man muss sich konzentrieren. Man muss den Ablauf exakt einhalten. Das ist wichtig. Man kann es nicht abstellen, aber man kann es unterdrücken, dämpfen.

Ich habe gelernt, meine Panik zu beherrschen. Auch weil ich heute weiß, was die Ursache für die Attacken ist. Für mei-

ne Angst vor Enge und Dunkelheit – enge Räume, Schächte, Höhlen, Tunnel.

In der Therapie bin ich immer wieder in diesen kleinen Raum im Dachgeschoss unseres Hauses gegangen. Ich war noch ein Kind damals. Der kleine Raum, das war sein Reich. Und zugleich meine einzige Verbindung zu ihm. Diese dunkle, enge Kammer, wo er immer saß. In der Dunkelheit. Und draußen war immer Nacht. Ich kann mich nicht erinnern, dass er jemals tagsüber in dem Raum gewesen ist. Immer nur nachts. Es gab dort oben ein schmales Dachfenster, durch das er die Sterne beobachtete. Heute glaube ich, dass es ein Vorwand war. Er hatte kein Interesse an Astronomie. Das Teleskop war nur eine Ausrede. Um für sich zu sein und allein und im Dunkeln in der Kammer sitzen zu können. Es wurde nie geredet über seine Depressionen. Bis zum Schluss nicht. Der Mond, die Sterne – sie zusammen mit ihm durch das Teleskop zu betrachten, das war die einzige Möglichkeit für mich, meinem Vater nahe zu sein. In Wahrheit war das gemeinsame Beobachten der Gestirne nur eine Metapher für sein Schweigen, für seine Einsamkeit und seine tiefe Verzweiflung.

Ich habe das immer gespürt als Kind. Das weiß ich heute. Die Angst, ihn zu verlieren, war immer da, wenn ich bei ihm in der engen, dunklen Kammer unter dem Dach war. Und ein paar Jahre später ist es dann geschehen. Ich habe ihn verloren. Daher kommt meine Panik vor Enge und Dunkelheit. Die Angst wiederholt sich. Die Angst ihn zu verlieren. Räume, Höhlen und Tunnel werden zu dieser Kammer meiner Kindheit. Sie lösen dieselbe Angst, Hilflosigkeit und Verzweiflung aus, die ich als Kind innerlich immer empfunden habe, wenn ich mit meinem Vater zusammen war.

Aber es ist besser geworden. Viel besser. Ich kann mich ablenken, indem ich positive Empfindungen abrufe. Aber ich

muss darauf vorbereitet sein. Ich muss die Panik kommen sehen. Sie darf mich nicht überfallen.

Jetzt ist es zu spät.

Es ist zum Kotzen!

Das Schwarz umfasst meinen ganzen Körper. Die Dunkelheit. Die Enge. Ich bin in einem Schraubstock gefangen, der mehr und mehr zuge dreht wird. Ich krampfe. Bekomme keine Luft mehr. Schwitze. Angstschweiß. Dann kommt das Zittern. Das ganze Programm. Keine Chance. Ich habe die Kontrolle verloren.

Ich will nicht, dass der Fahrer etwas davon mitkriegt. Ich achte auf meine Atmung. Versuche tief, gleichmäßig und ruhig zu atmen. Und mir die Bilder vorzustellen. Rebecca, wie sie sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht streicht. Ihre langen, schlanken Finger. Die Kleine, die über die Wiese vor dem Haus torkelt. Vergnügt und völlig hingerissen vom Zwitschern der Vögel, vom Wind, der über ihr in den Zweigen der alten Kastanie raschelt und den sie auf der Haut spürt. Die Freudenschreie, die sie während ihrer unbeholfenen Gehversuche ausstößt. Ich sehe die Bilder. Sie laufen vor meinem inneren Auge ab. Aber sie beruhigen nicht. Sie dämpfen die Panik nicht. Auch das Bild von dem See nicht. Die Stille. Der Geruch von Schilf. Das Kräuseln des Wassers. Libellen, die darüber hinweggleiten.

Es ist zu spät. Die Bilder dringen nicht mehr zu mir durch. Sie helfen mir nicht mehr. Ich treibe mehr und mehr hinein in den Strudel. Sein Sog zieht mich hinunter. In die Panik. In die Angst.

Es ist nur eine Unterführung. Ich kann mir das tausendmal sagen. Es ist nur eine Unterführung. Nicht mal eine halbe Minute, dann sind wir durch. Aber es bringt nichts. Ich kann mich nicht beruhigen. Es wird immer schlimmer.

Ich versuche, stur geradeaus zu schauen. Nicht auf die Wände links und rechts. Die Dunkelheit. Die Enge. Ich schaue auf das Helle in der Mitte der Windschutzscheibe. Das Tageslicht. Auf das Ende des Tunnels. Ein pulsierender Fleck, der ganz langsam größer wird. Ich wische mir den kalten Schweiß von der Stirn. Er ist überall. Ich bin vollkommen nass geschwitzt. Mein Hemd kann man auswringen.

Der Fahrer dreht sich zu mir um. Fragt mich etwas. Er muss mich im Rückspiegel beobachtet haben. Ich verstehe ihn zuerst nicht. Ich höre nur mein Blut rauschen. Meinen Herzschlag: galoppierend, unregelmäßig.

Was will er von mir?

Schau nach vorn, Mann, denke ich nur. Schau nach vorn! Konzentriere dich auf die Straße. Mach, dass wir aus diesem schwarzen Loch herauskommen.

Der Fahrer lässt nicht locker.

Endlich wird mir klar, was er meint.

Er fragt mich, wann das Boarding meiner Maschine ist.

»Enough time«, gebe ich zurück.

Ich versuche, sicher und ruhig zu klingen. Aber wahrscheinlich habe ich zu laut gesprochen. Aufgekratzt und hysterisch geklungen. Vielleicht habe ich meine Antwort auch geschrien. Im Rückspiegel kann ich den überraschten Ausdruck auf seinem Gesicht sehen.

Schau auf die Straße, verdammt!

Ich habe mich nicht mehr im Griff. Diese Scheißpanik! Ich muss wie ein dämlicher Clown aussehen. Ein Zombie. Das Helle, das Offene. Es kommt näher. Es ist schon fast da. Ein paar Sekunden noch. Ich zähle. Von zehn rückwärts. Um mich zu beruhigen.

»Enough time«, sage ich wieder.

Neun.

Und jetzt in der angemessenen Lautstärke. So scheint es mir zumindest.

Acht.

Der Fahrer nickt.

Sieben.

Sechs.

Fünf.

Das Glitzern auf seinem Nacken kommt von den Lichtern an den Wänden der Röhre.

Vier.

Ein Stiernacken.

Drei.

Kein Fett, pure Muskulatur. Der Truck. Verdammt, siehst du den roten Truck nicht? Will der uns etwa überholen? Hier drin, im Tunnel? Das ist doch viel zu eng!

Komm, schneller. Gib Gas, Mann! Lass dich nicht überholen!

Das ist so krank. Der Truck überholt uns. Im Tunnel. Ich sehe ihn aus den Augenwinkeln. Er ist jetzt direkt neben uns.

Ich schaue nicht hin.

Ich kann nicht.

Es sind nur Zentimeter. Zwischen dem Truck und dem Taxi. Und zwischen den Wänden der Tunnelröhre. Ich schließe die Augen. Ich bin mir sicher, dass der Truck uns jeden Moment rammen wird. Er muss nur minimal aus der Spur kommen. Ein, zwei Zentimeter. Dann ist es passiert. Aus, vorbei. In einem Tunnel. Ich will nicht in einem Tunnel sterben. Kreischend zieht der rote Truck an uns vorbei. Das Taxi vibriert. Raus hier. Ich will raus hier!

Dann ist es endlich vorbei.

Das Offene.

Man kann bereits die Lichter des Terminals sehen. Ich bin

völlig erschöpft. Ich konzentriere mich auf ruhiges, gleichmäßiges Atmen. Es ist vorbei! Ich lasse mich zur Seite kippen und schaue nach draußen. Die Sonne ist inzwischen untergegangen. Die Wolken sehen aus wie Glut. Und darunter die Silhouetten der Flugzeuge. Nicht nur drei oder vier. Es sind mehr als ein Dutzend. Die Flugzeuge sind pulsierende, dunkle Punkte am Abendhimmel, denen wir uns langsam nähern.

2

Es ist kaum Verkehr an diesem Morgen. Eine halbe Stunde lang hat sich überhaupt nichts gerührt. Fast wäre er auch eingeschlafen. Jetzt nähert sich ein Wagen. Bevor er ihn hören kann, sieht er das Licht der Scheinwerfer durch die Bäume. Fernlicht – in Wellen streift es über die Stämme. Der Wagen ist schnell, das realisiert er sofort. Der Wagen ist viel zu schnell. Man bekommt ein Gefühl dafür im Laufe der Jahre. Er stößt Kramer leicht in die Seite.

»Was gibt's?«

»Arbeit.«

Kramer nickt. Voll da. Wach. Konzentriert. Dabei hat er eben noch geschlafen. Der Mann ist ein Phänomen. Das Licht der Scheinwerfer lässt ihre Gesichter kurz aufleuchten und streift dann über seine linke Hand auf dem Lenkrad, ehe es sich wieder draußen im Dickicht verliert.

Dann ist der Wagen schon auf ihrer Höhe und rauscht mit hoher Geschwindigkeit an ihnen vorbei.

Er lässt den Motor an.

Der Streifenwagen schießt aus dem Waldweg heraus und dreht sich mit quietschenden Reifen auf der Fahrbahn in Richtung der roten Bremslichter. Das Fahrzeug erreicht bereits das Ende der Geraden. Man sieht die Rücklichter nicht mehr.

»Bis Kronbach kriegen wir ihn«, sagt Kramer.

Er nickt.

Während er das Gaspedal voll durchdrückt, ertastet er mit der Zunge die Reste des Nussbreis an der rechten oberen Reihe seiner Backenzähne. Aber er zieht die Zunge schnell wieder zurück. Er will nicht darauf beißen. Nicht beim Beschleunigen oder wenn er stark abbremsen muss. Er muss sich konzentrieren.

Das plötzliche hohe Tempo drückt die beiden Polizisten in die Sitze. Dann sind die Rücklichter des Wagens wieder vor ihnen. Die Bremsen leuchten auf. Wenn auch verschwommen. Zwischen Stämmen, Zweigen und Buschwerk. Hang abwärts. Zwei oder drei Kurven vor ihnen.

*

Dunkelheit. Dunkelheit, die sich nass anfühlt. Das nimmt sie plötzlich wahr: etwas Nasses. Blut? Urin? Hat sie sich eingenässt? Die Geräusche sind anders als sonst. Und warum ist es überhaupt dunkel? Wenn sie wach ist, muss es hell sein. Und sie muss sich in den Spiegeln sehen. So war es immer. Aber es ist dunkel. Und es ist nass. Das ist nicht richtig. Aber sie ist nicht wach. Als Solveig die Enge um sich herum spürt und realisiert, dass sie sich nicht bewegen kann, treibt sie schon wieder zurück in ihren Schlaf. Zurück in die Bewusstlosigkeit.

*

Was habe ich mir bloß eingefangen? Ich bin jetzt nur durchs Flughafengebäude in Richtung des Abflugschalters gegangen und davon vollkommen fertig. Total kaputt. Das kann nicht nur eine banale Erkältung sein. Eine Grippe. Wahrscheinlich habe ich Fieber. Ich fasse mir an die Stirn. Sie fühlt sich nicht heiß an.

Ich bleibe stehen und stütze mich auf meinen Koffer. Ich

betrachte die Struktur des Steinbodens. Eine cremefarbene Fläche, die von einem dunkelgrauen Geflecht durchzogen ist wie dünne Adern.

Um mich herum die vielen Menschen. Die vielen Sprachen. Stimmen. Schritte. Das Scharren der Rollkoffer auf dem Boden. Musikfetzen. Durchsagen. Das Rauschen einer Kaffeemaschine. Es kommt aus einer kleinen Bar, die in einem grellen Orange leuchtet.

Plötzlich sehe ich den Stiernacken des Taxifahrers wieder vor mir. Den glitzernden Schweiß darauf. Verschwitzt wie ich selber heute Morgen. In meinem Hotelzimmer. Als ich aufgewacht bin, war ich nass geschwitzt. Das Leintuch, das Bettzeug. Alles war klatschnass. Und wie ich gefroren habe. Ich habe richtig gezittert. Schüttelfrost. Erst unter der heißen Dusche hat es wieder aufgehört. Die vier Tage in Chicago haben mir zugesetzt. Weil ich vorher schon angeschlagen war. Seit ein paar Tagen. Eigentlich die letzten beiden Wochen. Ich muss mir einen ziemlich heftigen Infekt eingefangen haben.

Dabei war das Programm in Chicago dieses Mal wirklich relaxed gewesen. Sehr relaxed! Weil ja alles bereits geregelt war. Der Etat, die Pläne, der Ablauf der Bauarbeiten. Alles war fix. Es war nur noch um die Unterschriften gegangen. Meine Unterschrift. Und die der Erben. Dieses wahnsinnige Projekt in trockene Tücher zu bringen. Nur darum war es noch gegangen. Und das habe ich gemacht. Ich habe meinen Namen unter die Verträge gesetzt. Das erste Projekt von »Kober & Lang« in den USA. Wir sind auf der internationalen Bühne der Architektur angekommen und werden ab sofort in einer ganz anderen Liga spielen. Das habe ich gedacht, als ich unterschrieben habe. Schade, dass Christoph nicht mit dabei sein konnte. Denn dieser Erfolg – das sind wir beide. Von jetzt an steht uns die Welt offen. Wir haben es geschafft.

Dubai, New York, London – von jetzt an können wir überall bauen. Denn das Glen-Smith-Memorial-Museum ist nicht einfach nur ein neues Museum und ein sehr weitläufiges noch dazu, weil die Kunstsammlung des verstorbenen Firmengründers riesig ist. Das Gebäude am Ufer des Michigansees setzt jedoch vor allem auf die Architektur. Eine, die Museen von Grund auf neu denkt. Und eine, die von Kober & Lang ist.

Innen gibt es kein Kunstlicht. Die Glasfassaden sorgen für natürliches Licht. Wenn man durch dieses Museum geht und hinausguckt, wird klar, dass es keine Grenze mehr zwischen den Innenräumen und der Umgebung draußen gibt. See, Wasser, Weite und Horizont werden eins mit den Räumen des Museums. Es ist ein Gesamtkunstwerk.

Ich atme, als wäre ich ein Kettenraucher. Bin ich aber nicht. Ich habe schon vor Jahren damit aufgehört. Noch während des Studiums. Wobei ich eigentlich immer nur gepafft habe. Wenn ich mit Leuten unterwegs war. Auf Partys. Ganz selten allein. Ich war nie ein starker Raucher, und ich hatte auch kein Problem damit, von den Zigaretten loszukommen.

Aber fit bin ich nicht. Wenn ich schon eine Pause brauche, um vom Taxistand zum Abflugschalter zu kommen. Ich muss schlafen im Flugzeug, denke ich. Und wenn ich zu Hause bin, einen Gang runterschalten. Den Rest der Woche nicht ins Büro und morgen früh gleich zum Arzt gehen.

Ich schaue wieder zu der orange-rot beleuchteten Bar hinüber. Ein Espresso? Aber dann kann ich im Flieger wahrscheinlich nicht mehr schlafen. An der Bar sitzt eine dunkelhaarige Frau. Groß, schlank. Eine Model-Figur. Sie sitzt leicht schräg auf dem Barhocker, die Beine übereinandergeschlagen. Graues Kostüm. Ziemlich knapper Rock. Pinkfarbener Rollkoffer, der nicht ins Bild passt.

Ich schaue auf die Uhr. In einer knappen Stunde soll ich schon im Flugzeug sitzen.

Ich bin spät dran.

*

Die Reflektoren auf den Leitpfosten werfen das Licht der Scheinwerfer des Streifenwagens in einem nervösen Stakatto zurück.

Er konzentriert sich auf die roten Bremslichter vor ihnen. Die Kurven sind viel enger, als er sie in Erinnerung hat. Denn er kennt die Strecke. Die Landstraße ist hier sehr abschüssig. Was ihn wundert, ist der schlechte Zustand der Straße. Bodenwellen, Schlaglöcher – hier scheint nicht nur nach diesem, sondern schon seit ein paar Wintern nicht mehr viel gemacht worden zu sein.

»Nach Kronbach«, wiederholt Kramer.

Ist der Kollege in der Leitstelle schwer von Begriff?

Kramer klingt ruhig. Aber er kennt ihn. Er hört, wie Kramer sich zusammennimmt. Die Anspannung ist enorm. Beschleunigen. Abbremsen. Beschleunigen. Es gibt nur noch die roten Lichter vor ihnen. Nur nicht aus der Kurve fliegen, denkt er.

»Sofort«, sagt Kramer scharf. »Wie gesagt. Entweder sofort oder gar nicht. Wenn kein Wagen in der Nähe ist, dann eben nicht. Eine halbe Stunde bringt uns gar nichts.«

Ihre Blicke treffen sich.

»Halbe Stunde!« Er tippt sich mit dem Zeigefinger an die Stirn.

Kramer grinst.

»Sofort! Verstanden? Oder gar nicht!«

Kramer schüttelt den Kopf und schlägt entnervt mit der Hand aufs Armaturenbrett.

»War doch klar!«

»Schlafmützen.«

»Ohne Verstärkung wird's haarig«, sagt Kramer. »Der ist ziemlich schnell unterwegs.«

»Nicht schnell genug.«

Ein Stück geradeaus. Er tritt das Gaspedal wieder voll durch.

»Den haben wir noch vor Kronbach. Wetten?«

Kramer räuspert sich. Der Wagen geht ab.

90, 100.

Fast bis zum Anfang der Kurve.

110.

Sie halten den Atem an.

120.

Dann steigt er brutal in die Eisen. Nur so geht es. Die Bremsen blockieren. Er reißt das Steuer nach links. Der Wagen rutscht nach rechts. Schlittert über das Bankett. Dann nimmt er den Fuß von der Bremse. Steine spritzen weg.

Er reißt das Lenkrad nach rechts und erwischt nur haar-scharf die Einfahrt in die Kurve. Er weiß, dass diese nicht ganz so eng ist. Volles Risiko jetzt, anders packen sie das nicht. Er lässt den Wagen bis knapp an den Rand der Gegen-fahrbahn gleiten.

»Scheiße!«, zischt Kramer.

Dann tritt er das Gaspedal wieder durch. Sie rasen pfeil-schnell aus der Kurve.

»Was nicht passt, wird passend gemacht.«

»Ja, ja. Ich möchte halt, wenn's geht, nachher noch heil nach Hause kommen.«

»Wird schon.«

Der andere Wagen ist jetzt nicht mehr weit von ihnen ent-fernt. Und wieder muss er sehr stark abbremsen. Mit quiet-

schenden Reifen nimmt er die nächste Kurve. Er stellt sich fast quer dabei.

»Wir holen auf.«

Meter für Meter. Kramer schweigt. Das letzte Stück hinunter nach Kronbach ist verdammt eng und steil. Und der da vorne ist wahnsinnig schnell unterwegs!

Im Licht der Scheinwerfer, die durch den Wald streifen, leuchtet plötzlich etwas auf. Ein Augenpaar. Ein Tier. Vielleicht ein Fuchs. Heilige Scheiße, denkt er. Dämmerung. Wildwechsel. So kann man natürlich auch draufgehen. Roadkill. Wenn dir bei dem Tempo ein Tier in die Quere kommt, dann ist aber Schicht im Schacht.

3

Die Enge. Dass sie sich kaum rühren kann. Dass sie eingesperrt ist. Und dass sie durchgerüttelt wird. Das nimmt sie jetzt wahr. Wie durch einen Nebel. Und einen Geruch. Gummi. Quietschende Reifen. Abbremsen. Beschleunigen. Dann knallt sie mit dem Kopf gegen etwas Hartes, und alles um sie herum wird wieder weich. Gedämpft. In einem Auto, denkt sie noch. Ich muss in einem Auto sein. Um sie herum verschwimmt alles. Es wird schwarz.

*

Ein verdammt fieser Virus, denke ich. Ich schleiche durch das Terminal wie ein alter Mann. Ich fühle mich sogar noch schlechter als heute Morgen. Und jetzt? Ich hätte mich nicht beeilen müssen. Ich hätte alle Zeit der Welt gehabt. »Technical« – mehr verraten sie nicht. Mit jeder Durchsage verschiebt sich das Boarding nach hinten. Die Maschine ist noch nicht einmal am Gate. Aktueller Stand: Um 21.30 Uhr soll die Maschine nach Frankfurt starten. Das wäre schon eine Verspätung von zwei Stunden. »Technical« kann alles sein. Und es kann dauern. Dass die Airline schon Gutscheine verteilt, ist ein schlechtes Zeichen. Hunger habe ich nicht. Eher Durst. Die Auswahl um mich herum ist außerdem ziemlich bescheiden. Hamburger mit Fritten, irgendeine Reispanne vom Chinesen oder etwas Klebrig-Süßes. Regt meinen Appetit nicht an. Wenn ich fitter wäre – es gibt sicher ein paar Al-

ternativen hier. Aber ich habe keine Lust, noch einmal durch den gesamten Abflugbereich zu marschieren. Das schaffe ich auch nicht mehr, ich bin viel zu kaputt. So erledigt, als hätte ich einen Marathonlauf hinter mir. So müde. Ich will nur noch meine Ruhe. Und schlafen. Vor allem schlafen! Aber dazu müsste ich erst einmal in einem Flugzeug sein. Und das kann dauern. Kaum denke ich das, wird es auch schon durchgesagt. Das Meiste geht in der Geräuschkulisse unter, aber 22.30 Uhr, das verstehe ich. Alles klar. Also noch eine Stunde. Dann sind es schon drei Stunden Verspätung.

Mir kann es egal sein. Es ist ein Direktflug. Die Leute zücken ihre Handys. Ich würde gerne Rebeccas Stimme hören. Ich überlege, wie spät es bei uns ist. Sie schläft. Und auch die Prinzessin. Ich sehe ihr Gesicht vor mir. Im Schlaf. Zart, entrückt, wunderschön. Sie wird bei Rebecca im Bett schlafen. Warum soll ich die beiden wecken? Nur weil mir langweilig ist?

Die harte Sitzbank gibt mir den Rest. Ich stehe auf. Mir ist es egal, wenn der Platz nachher weg ist. Er ist zu unbequem. Da wird es sogar auf dem Boden besser sein.

Im Stehen fällt mir auch das Atmen leichter. Meine Bronchien müssen vollkommen zu und verklebt sein. Ich recke und strecke mich, gehe ein paar Schritte. Hamburger und Fritten? Irgendwie muss ich die Zeit ja herumbringen. Und außer Frühstück habe ich heute noch nichts gegessen. Ein warmes Getränk wäre gut. Tee oder heiße Schokolade. Der Chinese drüben hat sicher Grüntee. Irgendeine Reispampe dazu. Vielleicht krieg ich ja doch ein paar Bissen runter. Und etwas im Magen zu haben ist sicher nicht verkehrt. Schon wegen des Kreislaufs. Ich schaue auf die Uhr. Eigentlich müsste ich jetzt schon im Flugzeug sitzen!

Ist es Instinkt? Vorahnung? Dass man es immer einen Tick früher wahrnimmt. Dass man innerlich schon weiß, dass es passiert, bevor es passiert.

So wie jetzt.

Vor ihren Augen.

Die Dunkelheit ist nicht mehr ganz so dicht. Die Schwärze der Nacht ist in ein mattes, metallisches Grau übergegangen. Am Himmel zeichnen sich bereits die Umrisse der Wolken ab.

Was die beiden Polizisten nicht sehen.

Der anbrechende Tag gibt dem Wald seine Farben zurück. Dunkle Grün- und Brauntöne.

»Scheiße!«

In diesem Moment bremst er.

Es ist eine lange Linkskurve. Das Heck des Wagens vor ihnen bricht aus. Schlittert mit der rechten Seite über den Randstreifen der Straße. Sie können die Erschütterungen sehen. Die Stöße, die das Fahrzeug abbekommt, wie es ausbricht, ins Schlingern gerät, und wie der Fahrer verzweifelt versucht, die Kontrolle über den Wagen zurückzugewinnen.

Steine stieben auf. Grasbüschel. Erdklumpen.

Etwas bricht.

Dem Fahrer gelingt es, seinen Wagen wieder in die Mitte der Fahrbahn zu bringen. Radkasten, Aufhängung, Kotflügel – die hintere rechte Seite wirkt verschoben, sie ist demontiert. Einer der Hinterreifen steht nach außen ab.

Er fährt immer noch viel zu schnell. Auch wenn die Straße hier nur einen kurzen Knick nach rechts macht. Breit genug ist. Übersichtlich. Aber mit dieser Geschwindigkeit. Das ist nicht zu schaffen.

Der Rest ist Physik. Kinetische Energie.

Er sieht das Merkblatt vor sich. Aus der Polizeiausbildung damals: Autounfall – »die letzten Sekunden des Lebens«. Er

weiß es immer noch fast auswendig. Wie das Ende abläuft. Der letzte Countdown. Das Sterben.

... Die Bremsen blockieren. Er kann nicht mehr ausweichen. Vor Schreck wie gelähmt umklammert er mit weißen Knöcheln das Lenkrad. Dann der Baum. Der Aufprall. Stoßstange und Kühlergrill werden zerdrückt. Der Fahrer wird mit dem x -Fachen seiner Gewichtskraft nach vorne geschleudert und aus dem Sitz gehoben. Die Beine brechen am Lenkrad in Höhe der Kniegelenke und werden gegen das Armaturenbrett gepresst. Das Lenkrad biegt sich unter seinen Händen. Die Karosserie ist vollkommen verzogen. Der Motor kracht jetzt mit vollem Gewicht gegen den Baum. Die Hände des Fahrers verkrallen sich im Lenkrad. Seine Gelenke und Unterarme brechen wie Strohhalme. Der Oberkörper wird von der Lenksäule durchbohrt. Stahlsplitter dringen in den Brustkorb ein, zerreißen die Lunge und zerfetzen die Schlagadern. Blut dringt in die Lungenflügel ein. Das Bremspedal bricht ab, das Chassis knickt in der Mitte ein. Der Kopf des Fahrers donnert gegen die Windschutzscheibe. Die Sitze lösen sich aus der Verankerung und schnellen nach vorne. Der Oberkörper des Fahrers wird gegen die geborstene Lenksäule gequetscht. Aus seinem Mund schießt Blut. Er stirbt an einem Herzstillstand durch den Schock ...

Gut, die Unfallfolgen. Das Merkblatt. Das war noch vor den Zeiten des Airbags. Der macht die Sache weniger blutig. Aber die Physik lässt sich trotzdem nicht austricksen. Bei dieser Geschwindigkeit und dem entsprechenden Aufprall wirken immer dieselben enormen Kräfte. Durch den Airbag werden die Überlebenschancen nicht unbedingt höher. Man stirbt nur anders. Wenn einem das Gehirn mit einer derartigen Wucht gegen die Schädeldecke kracht, ist man entweder



Rainer Würth

Das tote Herz

Psychothriller

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48450-8

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2016

Nach einem lebensgefährlichen Zusammenbruch erhält der erfolgreiche Architekt Nicolas Kober ein Spenderherz. Was er nicht weiß: Das Herz gehörte dem sogenannten „Fotografen“, einem Frauenserienmörder. Schon bald bemerkt Kober eine irritierende Veränderung an sich, hat sonderbare Träume und Phantasien. Hat er nicht nur das Herz des Fotografen geerbt, sondern auch dessen grausame Neigungen? Dann lernt Kober Solveig Jacobsen kennen, das letzte Opfer des Fotografen, das schwer verletzt überlebt hat. Und er fühlt sich sofort stark zu ihr hingezogen ...



[Der Titel im Katalog](#)